

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Naturgeschichte der reißenden Thiere

Mann, Gustav

Stuttgart, 1857

Allgemeines

[urn:nbn:de:bsz:31-108304](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-108304)

Hyänen.

Es gibt wohl keine Thiergattung unter den Säugethieren, deren Aeußeres einen so düstern, unheimlichen und ekelu Eindruck auf den Menschen hervorzubringen im Stande wäre, als diese Thierfamilie. Diese Thiere kommen uns wie ein Miston in der Harmonie der Schöpfung vor. Nichts findet sich an ihnen, was dem Blick angenehm wäre. Die Farbe häßlich; die Gestalt wie die eines krüppelhaften Wesens; der Gang und Lauf lächerlich und unbeholfen; der Blick düster und giftig; die Physiognomie finster und mehr dumm als klug, und eine versteckte Wildheit zeigend.

Geht man bei einbrechender Dunkelheit in eine Menagerie und stellt sich dem Käfig einer gefleckten Hyäne gegenüber, so wird sie uns bemerken, aber kaum den Kopf wenden; doch das giftig blaufunkelnde Auge zeigt, daß sie uns beobachtet. Ein Tiger bringt den Eindruck des Furchtbaren in uns hervor, eine Hyäne den des Gräßlichen und Unheimlichen. Jetzt steht sie auf, diese Gestalt, nach hinten abschüssig, steif, ungelent, der Bauch aufgetrieben, die Beine mager und krumm, der Hals robust, der Kopf mit krausem steifem Backenbart, die Mundwinkel stereotyp ein höhnisches Lachen, das Gebiß ungeheuerer Zähne und robuste fürchterliche Kinnladen zeigend, die man beim Tiger nicht stärker zu finden glaubt. Die Ohren unförmlich groß und flach, und vollends die Stimme, die markdurchdringend ein lachendes Geheul ist, daß man versucht wird die Ohren zuzuhalten, das düstere Colorit vom schmutzigen Käfig kaum unterscheidbar — alles dieses miteinander stempeln dieses Thier zu einem Geschöpf, das mit der lebendigen, freudig geschäftigen und genießenden Thierwelt nichts gemein hat.

Gegenstand ihrer Thätigkeit sind nicht lebende Geschöpfe; der Tod deckt ihre Tafel, sie verschmähen das frische Fleisch, wenn sich die modernden Ueberreste eines gefallen Wesens vorfinden; sie sind die Grabstätten der Gestorbenen, die Meuchelmörder der Verunglückten, der gestrandeten Seethiere, der ermatteten franker Wiederkäufer und Fleischfresser und arglos

Man n, die reisenden Thiere.

schlafender Geschöpfe aller Art. Sie sind die den großen Raubthieren stets zur Seite bleibenden Schmarozer, die von diesen verschmähten Ueberreste bis auf den letzten Knochen hinunter würgend. Sie sind Todtengräber, Nachrichten und Henker: überall wo sie sich einfinden, reinigen sie das Land von allen thierischen Ueberresten, und ihre Aufgabe besteht gerade darin, die Spuren des Todes und der Vernichtung so schnell als möglich wieder zu vertilgen.

Auch in Gesellschaft der Menschen finden sie sich. In den Vernichtungskriegen der Afrikaner bilden sie das Gefolge der Heere, um das Begräbniß der Gefallenen überflüssig zu machen. Wehe dem verwundeten Krieger, den das blizende Auge der gefleckten Hyäne erblickt, er ist rettungslos verloren, er findet sein scheußliches Grab in ihren Eingeweiden; denn seine barbarischen Brüder kümmern sich wenig um den, der seiner Pflicht zum Opfer fällt.

Haben doch ganze Stämme jener Völker die Sitte ihre Todten außerhalb ihrer Wohnungen auszusetzen, damit dieselben in ihre letzte Ruhestätte durch den Rachen der Hyäne gelangen, um nie wieder Zeugniß geben zu können, daß auch sie sich des Lichts der Sonne einst erfreut haben.

Da wo die Hyänen häufig sind, wagt sich der Eingeborne beim Dunkel der Nacht nicht über den schützenden Kreis der Wohnungen hinaus; sein Loos wäre unvermeidlich. Nur bei Tage, wo sich das träge, finstere Thier im Dickicht, in Felsen oder Ruinen schlafend verbirgt, ist der Weg sicher und frei.

Sie sind schauerliche Nachbarn mit ihren nimmersatten Mägen, wenn sie in der weiten unübersehbaren Ebene in der Nähe eines Bivouaks sich lagern. Unwillkürlich greift der Reisende nach Messer und Pistolen, um sie so beim Herankommen auf passende Weise zu begrüßen, doch! die letzte, die am Horizonte sichtbar ist, stimmt ihr Geheul an und O! der Ueberraschung in unmittelbarer Nähe lassen zwanzig, dreißig, fünfzig in vollem Chorus ihre gräßlichen Stimmen hören. Während sie in immer gellenderem, markdurchdringendem Geschrei sich gegenseitig überbieten, wird der Mensch überrascht, wankend: denn nur ein Verhau aus abgehauenen Mimosen oder eine dünne Zeltwand trennt ihn von den infernalischen Geschöpfen, die Rosse zittern, die für den Zug so unentbehrlichen Ochsen sind kaum mehr zu bändigen, die Eingebornen, vor Schrecken betäubt, schießen ihre Gewehre in der Richtung los, die gerade zufällig der Lauf derselben hat. Jetzt aber kommt die sichere Kugel des Weißen unter die rauhaarigen Schufte, hier und dort fällt eine, die andere reißt schwer verwundet aus, durch ihren Jammer die andern erschreckend und abmahmend. Das Concert hört nun auf, sie ziehen sich zurück und bald ist eine Stille wieder da,

so tief, so lautlos, daß man glaubt man habe einen höllischen Traum gehabt, doch leider ist dem nicht so, einigen Pferden gelang es in ihrer wahnsinnigen Angst sich loszureißen, über die Berhaue wegzusetzen und so dem gewissen Tod entgegen zu rennen. Mit der Nachtruhe ist es vorbei; man sitzt auf, jagt den Flüchtlingen nach und stellt die Ordnung, welche die Furcht der Eingebornen gestört, wieder her. Da kommt strahlend der Morgen herauf, man sucht und zählt die gefallenen Bestien; die andern bringen die flüchtigen Pferde und weiter und weiter wandert der Naturforscher mit seiner zweifelhaften Umgebung, über die Erlebnisse der vergangenen Nacht scherzend, einer verendenden, ihm nahe liegenden Bestie den letzten Gnadenstoß gebend. „Unter Larven die einzige fühlende Brust“.

Schönes und Edles läßt sich von den Hyänen nicht sagen: einander selbst unausstehlich, hadern sie ewig miteinander. Bei dem gegenseitigen Mißtrauen und ihren Anfeindungen bietet ihr Zusammenleben im Käfig ein unfreundliches Bild; um einen Knochen beißen sie sich stundenlange blutig. Die kleineren gestreiften sind feige und die Peitsche hält ihrer zehn in Furcht und Ordnung.

Im Kampfe sind sie hartnäckig; sie suchen ihrem Gegner an die Seite zu kommen, und scheuen selbst die scharfen Krallen des Panthers nicht. Wie die Hunde lassen sie sich hegen und die kleine gestreifte Hyäne zeigt dabei einen Starrsinn, der an Muth erinnert. Ihre Angriffs- und Vertheidigungswaffen beschränken sich lediglich auf ihr Gebiß, mit welchem sie die stärksten Knochen zu zermalmen im Stande sind. Die Kage springt ihrem Opfer auf den Rücken, der Hund an die Kehle, die Hyäne aber an die Beine. Im Ganzen genommen sind die Hyänen phlegmatische Geschöpfe. Vom Raubthiercharakter haben sie wenig oder nichts; sie jagen bloß wenn sie kein Aas finden, was bei dem großen Thierreichthum nicht selten ist. Die großen Kagenarten müssen naturgemäß für die Nahrung der Hyänen sorgen, denn sie fressen nur einmal von ihrer Beute, das Uebrige gehört den Hyänen, Schakalen und Aasvögeln. So greifen die Gattungen der Kagen, Hyänen und Hunde ineinander. Ihre Nahrungsweise charakterisirt die Hyäne scharf als ein weit niedriger stehendes Thier als die eigentlichen Raubthiere, indem sie eine untergeordnete Rolle im Haushalt der Natur zu spielen berufen ist; denn sie greift gleichsam nicht selbstthätig ein, sondern begnügt sich mit dem, was der Zufall ihr zugeführt. Daher auch ihre gänzlich charakterlose Haltung.

Gang und Bewegung sind lässig, häßlich, unbeholfen; er sieht eigentlich, wenn der Ausdruck erlaubt ist, zähe aus. Die Hyänen sind aber trotz ihrem humpelnden Wesen ausdauernde, flinke Läufer; auch graben sie gut und Leichen müssen tief verscharrt werden, sollen sie nicht am andern Morgen

aus ihrer Ruhestätte verschwunden seyn. Das Hintertheil der Hyänen ist etwas niedriger als die Gegend der Schulter: es wird aber dieses Verhältniß noch gesteigert dadurch, daß sich dieselben hinten auch niedriger stellen und die obere Parthie der Hinterfüße hinauf zu ziehen scheinen, was namentlich bei der gestreiften Hyäne der Fall seyn dürfte.

Der Schwanz ist schwach und übt wenig Einfluß auf Bewegung. Die Gangart ist die der Hunde, auch sitzen sie wie diese, wie denn überhaupt bei den Hunden und Hyänen viel mehr in die Augen fallende Uebergänge statt finden als bei Katzen und Hunden. Die Schakale und der wilde Hund gehen allmählich in die Hyänengattung über. Werden doch überhaupt, je tiefer wir die Leiter herabsteigen, die Uebergänge immer allmählicher und unmerklicher, daß zuletzt der Naturforscher in Verlegenheit geräth mit der Entscheidung, ob er ein Thier oder eine Pflanze vor sich habe. Vom Gepard zu dem Hund ist es ein Sprung, vom wilden Hund zur Hyäne ist der Uebergang schon unmerklicher und so fort finden weiter nach unten zahlreichere Uebergänge statt, die sogar im Zweifel lassen, welcher Thierfamilie man eigentlich das in Rede stehende Thier zutheilen soll, bis auf einmal eine neue Welt im kleinsten Wassertropfen sich dem Forscher zeigt, eine Welt, die in diesem Raume noch einmal so viel Bewohner zählt als die ganze Erde Menschen und sich in vollständige Gattungen und Arten zertheilt.

Die anatomischen Unterschiede der Hyänen den Hunden gegenüber, ergeben hauptsächlich ein anderes Gebiß, sie haben 34 Zähne, je 6 Schneidezähne und 2 Eckzähne, dann oben 5 und unten je 4 Backenzähne, alsdann unterscheiden sie sich dadurch, daß sie hinten wie vornen bloß 4 Zehen haben; ferner sind die hinteren Gliedmassen kürzer als die vorderen. Das Skelet einer Hyäne hat viele Aehnlichkeit mit dem des Hundes, doch hat der Schädel eine weit kürzere Schnauze. Wir dürfen aber bei dieser Betrachtung uns nicht an die Bulldogge erinnern, deren Schnauze offenbar kürzer ist als die der Hyänen. Die Zunge ist mit hornigen, spizen und stumpfen Erhöhungen besetzt, ähnlich der Zunge der Katzen; die der Hunde ist fleischig. Dieser Umstand mag dazu beitragen, daß die Stimme der Hyänen und Katzen so roh und unfüßsam ist.

Die Schärfe ihrer Sinne ist noch wenig erforscht, daher folgende Angaben keineswegs als unzweifelhaft gelten sollen.

Das Gesicht

der Hyäne ist wohl sehr scharf, wie ihre Lebensweise es bedingt. Sie ziehen ihre Kundschaft hauptsächlich durch dasselbe ein, sie schnüffeln

nicht wie die Hunde, ihre Nase ist ziemlich unbeweglich, da wo die Hunde riechen, schauen sie wie die Katzen. Wir haben selten oder beinahe nie bemerkt, daß sie ihrer Nase sich nach Art der Hunde bedient hätten. Doch halten wir dafür, daß ihr Geruch immerhin schärfer ist als bei der Katze, wie denn auch ihre Nase äußerlich mit der des Hundes viele Aehnlichkeit hat. Die Zerfetzung und Ausdünstung der verendeten Thiere ist in jenen heißen Gegenden so rasch und so stark, daß auch ein wenig scharfer Geruch dieselben schnell auffindig machen kann. Die Hyänen werden aber wohl weit eher durch die zahllosen Nasvögel, also durch das Gesicht daran erinnert, wo sie ihre Nahrung, die sie mit jenen theilen, finden. Sie folgen der Spur der größeren Katzen, wohl auch weniger mit dem Geruch, denn jene sind bald auf Bäumen, bald springen sie über Felsen und ihre schlangengleichen Windungen würden das Suchen der Fährte sehr erschweren. Sehen wir nur eine Hyäne an; der ganze Körper richtet sich nach vornen so viel als möglich auf, damit der Kopf eine möglichst große Uebersicht bekommt; dieses ist aber für Geruch und Gehör viel weniger nothwendig als für das Gesicht. Auch bedarf sie des Gehöres nicht, um das Nas aufzufinden. Der Tod ist geräuschlos und sein Hauptmerkmal ist Bewegungslosigkeit, und wenn der Hund gegen den Wind anstehend seine Opfer auffindig macht, so gilt diese Haltung lediglich lebenden Thieren, denn der Wind kündigt ihm auch das davoneilende Thier an. Das Auffinden des Nases ist eigentlich etwas rein Mechanisches, vom Zufall Abhängiges. Zahllose Nasvögel, welche wohl unbestreitbar durch das Gesicht ihren Fraß entdecken, sagen es auf diese Weise auch der Hyäne, und der Geruch leitet das an den Boden gefesselte Thier vollends unmittelbar an den Ort, wo die Beute liegt, so wie denn überhaupt das Auffinden bewegungsloser Gegenstände allein durch den Sinn des Gesichts sicher ermittelt wird. Denn ein entgegengesetzt streifender Wind würde das Auffinden durch den Geruch schon von vornherein unmöglich machen und das Thier würde also in dieser Richtung keine Nahrung vermuthen; dieses wäre aber gegen alle Voraussetzung, daß nämlich Hyänen Nasfresser sind, also in allen Richtungen unabhängig von allen andern Sinnen als dem des Gesichts seyn müssen, wenn sie als solche für ihre Erhaltung sorgen sollen.

Der Geschmack.

Daß der Geschmack stumpf ist, sehr stumpf, beweist ihre Vorliebe für Knochen, die den Geschmackssinn gar nicht affiziren, sowie auch der Umstand, daß ihnen das stinkende Nas so gut mundet als frisch gejagte Thiere. Ein Unterscheiden ist also beinahe nicht vorhanden.

Das Gehör.

Aus obigem ergibt sich auch, daß das Gehör bei den Hyänen eine untergeordnete Rolle spielt. Bei Musik verhalten sie sich ebenfalls ruhig wie die Katzen.

Das Gefühl.

Das Gefühlsleben sind wir genöthigt ebenfalls als stumpf zu betrachten; es wird sich damit wohl wahrscheinlich wie bei den Hunden verhalten.

Es war uns immer unmöglich, diesen Thieren eine Aeußerung der Empfänglichkeit für Gefühlseindrücke abzulocken; gegen Streicheln verhalten sie sich gänzlich passiv, nichts nimmt ihre Aufmerksamkeit in Anspruch — kein Geräusch, keine Störung; auch findet man äußerst selten, daß sie einen oder den andern Wärter bevorzugen; sie sind der Abneigung so wenig fähig als der Zuneigung, und es dauert lange bis wirkliche Spuren der letztern sich zeigen, die aber nur dadurch hervorgerufen werden, daß sie der Wärter von Zeit zu Zeit mit einer Extrazulage von einem Knochen beglückt, weniger aber durch freundliches Betragen und sonstige Aufmerksamkeiten, wofür Katzen so empfänglich sind; gegen Schläge sind sie nicht sehr empfindlich. Die Pfoten haben dieselben Verhältnisse wie die der Hunde.

Stellen wir alles übersichtlich zusammen, so tritt uns bei den Hyänen ein einziger Sinn entgegen, der in besonderer Schärfe entwickelt ist: das Gesicht.

Bei den Hunden zwei: das Gehör und der Geruch.

Bei den Katzen drei: das Gesicht, das Gefühl und der Geschmack.

Also ein immerwährendes Abnehmen der Nerventhätigkeit, verbunden mit einem immer größeren Zunehmen der Gefräßigkeit, d. h. der rein thierischen Funktionen. Die Hyänen sind die gefräßigsten, alsdann die Hunde und dann die Katzen in abnehmender Progression.

Der Charakter der Aasfresser zeigt Eigenthümlichkeiten, wie wir sie bei den eigentlichen Raubthieren nicht finden; auch ihre socialen Verhältnisse zu einander sind auf eine sonderbare Weise gestaltet. Um den Kadaver einer Giraffe sammeln sich ihrer so viele als nur immer möglich. Es sammeln sich namentlich auch Aasvögel; denn das scharfe Auge des ägyptischen Aasgeiers spürt alles auf; ebenso die andern geflügelten Aasfresser. Auf diese Weise versammeln sich ihrer Hunderte zu diesem Todtenmahle, zuerst kommen meistens die Geierarten: sie sind günstiger gestellt als die Hyänen. Der Geier, der von seiner schwindelnden Höhe herab alles erblickt, was unter ihm ist, geräth selten in Verlegenheit wegen Nahrung, weil er in vielen Fällen ausschließlich vom Aase lebt, die Hyänen nun

betheiligen sich dabei, sobald sie darum wissen. Es ist aber diesen Thieren nicht möglich, den Fraß ausschließlich -für sich zu behaupten, d. h. daß dann die Geierarten die Hyänen vertreiben würden, oder umgekehrt, denn keines von beiden Thieren kann mit Vortheil gegen das andere ankämpfen; beide haben fürchterliche Waffen zur Bertheidigung. Bei entgegengesetzten Kräften und Mitteln und wie die Erfahrung lehrt, dulden sie sich auch gegenseitig. Das Bestreben der einzelnen Thiere ist bloß darauf gerichtet, möglichst schnell und möglichst viel von dem mühelos gefundenen Fraße zu verzehren. Ihre Politik ist, den Magen so schnell als möglich vollzustopfen; sie halten es mit dem Sprichwort auf's Buchstäbliche: „wer zuerst kommt, der mahlt zuerst,“ daher sie auch die Fetzen Fleisch, die sie herunterzerren, ungekaut schnell verschlucken, und dieses um so mehr, je mehr Gäste sich eingefunden: sie nehmen sich gleichsam ihren Antheil, dessen sie zu ihrer Sättigung bedürfen, so schnell als möglich davon, und würgen es hernach wieder heraus, um es ungestört noch einmal zu verkauen und zu fressen: so machen es Geier und Hyänen. Demnach findet eine Aehnlichkeit mit Wiederkäuern, freilich aus andern Gründen Statt. Beide füllen sich den Magen mit dem mühelos gefundenen Fraße so schnell als es ihnen möglich ist, um es in der Ruhe erst eigentlich zu verzehren. Der Kropf der Tauben und anderer Vögel dient zu ähnlichen Zwecken, doch immer wieder aus andern, aber auch theilweise ähnlichen Gründen.

In diesem Bestreben nun, sich seinen Antheil so schnell als möglich zu sichern, liegt der Erklärungsgrund ihres ganzen Betragens: denn keine der beiden Gruppen kann sich mit Erfolg angreifen, um ruhig im Besitze der Beute zu schwelgen, weil der Kampf zu ungleich wäre; sie richten deshalb ihre ganze geistige Thätigkeit darauf hin, so viel als möglich für sich zu bekommen, ohne sich hierin durch etwas stören zu lassen. Um einen Knochen beißen sie sich blutig: denn gerade in der Hast sich überbietend, schnappen sie es sich gegenseitig aus dem Maule, um ja ihre Freßlust so bald als möglich zu befriedigen. Sie zerren es sich förmlich aus dem Halse wieder heraus, wenn sie einzeln zu kurz zu kommen glauben. Hieraus erklärt sich der ekelhafte Hader, in dem die Hyänen immer mit einander liegen: es ist der personificirte Futterneid. Der Streit der Erben um den Nachlaß der Verstorbenen ist ganz das gleiche Bild, und manche Leute scheinen Hyänen sich zum Vorbild genommen zu haben. Denn nicht selten zerren sie sich auch gegenseitig das, was ihnen geworden, wieder aus dem nimmerfatten Rachen. Der gesammte Charakter aller Nasfresser und der der Hyänen findet hierin seine Begründung. Sie leben von dem Freitische, den der Schöpfer gibt, und ihr ganzes Bestreben geht dahin, sich an demselben einzufinden, und sich gegenseitig zu überbieten.

Daher ihr beständiges Umherstreifen und Suchen, welches etwas ganz anderes ist als die planvolle Jagd der Katzen. Sie haben keine Pläne zu machen, da diese völlig überflüssig sind; sie haben kein System, nach dem sie sich richten; es fallen überhaupt alle Anforderungen, die die eigentlichen Raubthiere an ihre geistigen Fähigkeiten machen müssen, sämmtlich weg. Ihr ganzes Bestreben ist ein Suchen und mit dem Finden des Gesuchten hört auch jede geistige Funktion auf; gerade da also, wo die Raubthiere alle ihre körperlichen und geistigen Fähigkeiten auf die Spitze treiben, wo sie Muth, Ueberlegung, Ausdauer und Kraft beweisen müssen, gerade in demselben Augenblick hat die Hyäne aufgehört zu denken, um irgend einen Aufwand an geistigen und körperlichen Kräften zu machen. Es ist dieses der wesentlichste Unterschied in dem Charakter dieser beiden Thiergruppen; dadurch werden sie geistig am schärfsten von einander getrennt. Wir kommen aber bei dieser Betrachtung auf den natürlichen Schluß, daß, da jedes Thier in seiner Art vollkommen ist und keine Eigenschaften hat, die es gar nicht braucht, die hier betrachteten Nasenfresser auch weder Muth, noch Intelligenz oder Ueberlegung und Ausdauer besitzen. Denn alle diese Eigenschaften bekommen ihren Werth, wie wir gesehen haben, erst dann in ihrer vollen Geltung, wenn dieselben im gleichen Zeitraum bei den Hyänen als faktisch überflüssig betrachtet werden müssen. Welcher Art sind nun aber die Aeußerungen der Seelenthätigkeit dieser Thiere? Welchen Ersatz haben sie, wenn man ihnen alles obige absprechen muß und es Thatsache ist, daß sie unmöglich allein vom Nase leben können, indem das Auffinden desselben immer vom Zufall abhängig bleibt, sie also sich nothwendig auch an lebende Thiere wagen müssen, um leben zu können. Aus ihrer Angriffsweise muß sich zeigen, ob man ihnen wirklich die Eigenschaften des Raubthiers absprechen kann.

Die Katze verharrt gleichsam ruhig auf dem Rücken des in Todesangst dahinschießenden Thiers, sie weiß, daß es bald zusammensinken muß, wenn der Lebensquell, das Blut, aus den beigebrachten Wunden entflieht. Der Hund jagt das Opfer förmlich zu Tode: keines von beiden thut die Hyäne. Sie lauert Nächte, Wochen lang mit der ihr eigenen Fähigkeit und mit einem Starrsinn, der die Ausdauer ersetzt, an Orten, wo sie etwas erhaschen dürfte; im Kampfe mit ihrem Opfer sucht sie dasselbe so bald als möglich dem Nase ähnlich zu machen, d. h. sie zermalmt ihnen die Füße, um die Beweglichkeit zu zerstören und erst dann würgt sie dasselbe vollends zu Tode, sie läßt sich in keinen eigentlichen Kampf mit ihren Opfern ein, sie ringt nicht mit ihnen, sie setzt den Vertheidigungsmitteln derselben keine Gegenmittel entgegen. Der Kampf ist planlos, schrecklich, blutig und wird bloß mit dem Gebiß geführt, sie behandelt das lebende Thier

gleichsam wie ein belebtes Aas, welches dem schnappenden Rachen zu entfliehen sucht, deßhalb beißt sie es förmlich zusammen, ähnlich dem Krokodil. Bei solchen Verhältnissen kann von einer bedeutenden geistigen Kraft nicht die Rede seyn. Muth wird durch Zähigkeit, Ausdauer durch Starrsinn ersetzt. Die Rolle der Hyänen ist in der Reihe der großen Raubthiere die zweifelhafteste; sie lassen sich am besten als reine Aasfresser betrachten, die nur da jagen, wo sie kein Aas finden, also bilden sie das gerade Gegentheil von den Hunden, die nur dann Aas fressen, wenn sie nichts Lebendiges aufzutreiben wissen. Zwischen den Hyänen und den Katzen kann keine Vergleichung Statt finden, eher ist eine solche zwischen ihnen und den Hunden möglich und natürlich, wie denn Beide auch sonst manches Aehnliche noch haben. An Gefräßigkeit überbietet die Hyäne den Hund; eine Eigenschaft, wegen deren sie am meisten gefürchtet ist. Hyänen fressen sich selbst auf wie die Wölfe, und das Wort Tigerwolf für die gefleckte Hyäne ist äußerst bezeichnend. Die Hyäne ersetzt auch in umgekehrter Richtung den Wolf in Afrika. Die Hyäne hat das gleiche abgeschlossene, finstere Wesen wie der Tiger, doch ist es bei ihr mehr Folge geistiger Trägheit und Unfähigkeit, während beim Tiger seine Temperamentsanlage die Ursache zu seyn scheint. Beide haben den gleich finstern Blick und die beinahe gleich starken furchtbaren Kinnladen mit den entsprechenden Muskelparthien, deren Kraft alle Hindernisse beim Kampfe und Fraße zu beseitigen weiß. Kreuzberg hatte eine gefleckte Hyäne, die zahm wie ein Hund zu seyn schien: sie erkannte ihren Herrn, was sie durch das charakteristische Wedeln mit dem Schwanz zu erkennen gab, doch war sie das unzuverlässigste Thier der ganzen Menagerie, dem die Lust zum Beißen nie genommen wurde, ungeachtet sie in der Dressur Erstaunliches leistete. Es war die große gefleckte Hyäne, Fidel mit Namen. Sie fraß Fleisch und Zucker ihrem Herrn aus dem Munde, und dieses auf Wort und Zeichen, und ließ sich sogar, wie gesagt wurde, durch den Blick vom Fressen abmahnen. Sie lief im Schritt und im Galopp um ihren Herrn herum, zerbiß ihm aber auch, wenn ich mich recht erinnere, demungeachtet einmal den ganzen Vorderarm, ebenso kam sein Sohn „bei einem solchen Exercitium“ übel weg. Die gestreifte Hyäne ist ein feiges Thier dem Menschen gegenüber, ein geiferndes, helferndes Wesen äußernd; das der Peitsche unbedingt gehorcht, und bald auf rein mechanische Weise zu Allerlei dressirt werden kann.

Gegen Thiere selbst ist die gestreifte Hyäne nicht feige, sie greift nicht an, doch, wird sie geheßt, so geht sie vor, die scharfen Krallen des wuthsprühenden Leoparden nicht fürchtend.

Ihre äußere Bekleidung ist nicht schön; am leidlichsten noch bei den

gestreiften Hyänen. Die Farbe ist trocken und verbrannt, vom Sandfarbigen ins Röthlichbraune und ins Graubraune übergehend. Die Haare sind borstenartig und auf dem Rücken in eine sträubbare Mähne übergehend. Der Schwanz ist buschig behaart. Der Haartheiler sind es viele, so daß das Thier dadurch ein struppiges Ansehen erhält. Das ganze Thier sieht aus als wäre es durch die afrikanische Sonne halb verbrannt worden; ganz im Gegensatz zu den unter gleichen Verhältnissen lebenden Raubthieren, den Katzen.

Die Heimath der Hyänen ist Afrika und das angrenzende südwestliche Asien bis herab in ganz Vorderindien. In Hinterindien so wie auf den Inseln und Australien wird sie nicht gefunden, eben so wenig in einem andern Erdtheil. Sie ist also in Ländern, wo das Leben am üppigsten sich entwickelt und ebenso schnell sich erneuert, sie ist da, wo die gewaltigsten und größten Raubthiere täglich eine Unzahl Thiere tödten, da wo Orkane wüthen und zerstören, wo der Durst die Thiere verschmachten läßt, wo aus Mangel an Futter Gazellen und unzählbare Heerden vor dem bleichen Gespenste des Hungers davon fliehen, und ehe sie einen neuen Waideplatz erreicht haben, Hunderte, Tausende verenden. Diese Länder sind ihre Heimath; wo aber dieser Reichthum sich vermindert und diese Zerstörung weniger stark sich zeigt, verschwindet auch die Hyäne. Sie ist alsdann nicht mehr nothwendig. Eigenthümlich aber ist, daß sie, wie der Hund, in Hinterindien nicht gefunden wird, wo doch gewiß ähnliche Verhältnisse sind wie in Vorderindien. Es ist aber die asiatische Hyäne, auch die in Afrika heimische gestreifte, bei weitem schwächer als die gefleckte Hyäne, die bloß in Afrika gefunden wird. Die Hyänen halten sich häufig an dem Strande der die Länder umgrenzenden Meere auf, alles verschlingend, was das Meer von seinen Bewohnern an's Land wirft. Afrika und Vorderindien haben ihre Strömungen, die den Küsten wohl immerhin häufiger todte Thiere zuführen als da, wo sie fehlen; dieses ist in Hinterindien der Fall. Und dieses möchte vielleicht ein Moment seyn, welcher auf ihre Seltenheit daselbst einigen Einfluß üben dürfte. Im Norden Asiens und in Europa wie Amerika übernehmen die Hunde das Amt der Hyänen, denn auch sie sind Aasfresser wenn die Noth sie dazu zwingt, theilweise wegen ihrer eigenen starken Zahl, theilweise durch das ungünstige Klima. Es sind auch dort die großen Katzenarten seltener, theils gar nicht mehr vorhanden; Hunde und Bären aber verzehren meistens ihr erjagtes Opfer ganz, und nur kleinere Thiere können sich neben denselben als Aasfresser ernähren. Deshalb nimmt auch die Anzahl der Hunde da zu, wo Katzen und Hyänen verschwinden, auch die Bären treten in größerer Zahl mit den Hunden auf.